

Anne Rügemeier

Die relationale Autobiographie

Ein Beitrag zur Theorie, Poetik und Gattungsgeschichte
eines neuen Genres in der englischsprachigen Erzählliteratur

Ansgar Nünning und Vera Nünning (Hg.)

ELCH

Studies in English Literary and Cultural History

ELK

Studien zur Englischen Literatur- und Kulturwissenschaft

Band 60

Anne Rüggemeier

Die relationale Autobiographie

**Ein Beitrag zur Theorie, Poetik und
Gattungsgeschichte eines neuen Genres
in der englischsprachigen Erzählliteratur**

 **Wissenschaftlicher Verlag Trier**

Rüggemeier, Anne: Die relationale Autobiographie: Ein Beitrag zur Theorie, Poetik und Gattungsgeschichte eines neuen Genres in der englischsprachigen Erzählliteratur / Anne Rüggemeier.- Trier : WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2014
Zugl.: Gießen, Univ., FB 5, Diss., 2014
(ELCH ; Band 60)
ISBN 978-3-86821-524-3

Umschlaggestaltung: Brigitta Disseldorf

© WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2014
ISBN 978-3-86821-524-3

Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit
ausdrücklicher Genehmigung des Verlags

WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier
Bergstraße 27, 54295 Trier
Postfach 4005, 54230 Trier
Tel.: (0651) 41503, Fax: (0651) 41504
Internet: <http://www.wvttrier.de>
E-Mail: wvt@wvttrier.de
www.facebook.com/wvttrier

VORWORT

Wo fängt das eigene Leben an, wo hört es auf? Diese Frage stellt man sich angesichts einer sich über vier Jahre erstreckenden Beschäftigung mit relationalen Identitätskonzepten, wie sie in dieser Arbeit an zeitgenössischen Autobiographien untersucht wurden, irgendwann unabänderlich auch im eigenen Leben und in Bezug auf die eigene Arbeit.

Die vorliegende Studie ist die leicht überarbeitete Fassung meiner Dissertation, die ich im November 2013 am Fachbereich 05 (Sprache-Kultur-Literatur) der Justus-Liebig-Universität Gießen eingereicht habe. Ohne die Ermunterung durch den Betreuer meiner Magisterarbeit, Prof. Gerhard Stilz (Universität Tübingen), hätte ich den Mut, ein Promotionsprojekt zu wagen, wohl nicht aufgebracht. Ohne, dass mir beizeiten Paul John Eakins schmaler aber dichter Band *How our lives become stories: Making selves* (1999) in die Hände gefallen wäre, hätte die Idee und Begeisterung zu diesem Projekt wohl so nie Formen angenommen. Und schließlich wäre es mir ohne das International Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC) der Universität Gießen und das Promotionsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft niemals möglich gewesen, dieses Projekt innerhalb von vier Jahren abzuschließen. Meine eigene Arbeit steht also im Kontext verschiedenster institutioneller und persönlicher Beziehungen, die ganz wesentlichen Anteil an ihrem Entstehen genommen haben. Deshalb möchte ich im Folgenden einigen Menschen meinen Dank aussprechen.

Meinem Doktorvater, Prof. Ansgar Nünning, danke ich für das echte Interesse, das er meinem Projekt, seit es in den „Kinderschuh“ des Exposés steckte, entgegengebracht hat und für seine beständige Förderung und Motivation. Den Gesprächen mit ihm, und den Kolloquien und Tagungen, die das Entstehen dieser Dissertation begleitet haben, verdanke ich viele konstruktive Anregungen und weiterführende Impulse. Dabei schätzte ich besonders die Kombination aus großer Freiheit zur Eigenständigkeit bei gleichzeitiger sofortiger Hilfe, wenn sich konzeptionelle Probleme ergaben. Schließlich danke ich Prof. Ansgar Nünning und Prof. Martin Löschnigg für die zügige Begutachtung der Arbeit. Martin Löschnigg gilt zudem mein besonderer Dank dafür, dass er als Zweitgutachter den weiten Weg von Graz nach Gießen auf sich genommen hat. Ihm sowie den anderen Mitgliedern meiner Prüfungskommission, Prof. Annette Simonis, Prof. Wolfgang Hallet und Prof. Magnus Huber, danke ich herzlich für ihr freundliches Entgegenkommen, welches den zügigen Abschluss des Promotionsverfahrens ermöglicht hat. Prof. Wolfgang Hallet gilt ebenso mein Dank für alle wertvollen Anregungen, die ich im Rahmen von Kolloquien und Tagungen von ihm erhalten habe. Für die Aufnahme meiner Dissertation in die ELCH-Reihe danke ich herzlich den Professoren Vera und Ansgar Nünning sowie Herrn Dr. Erwin Otto vom WVT.

Allen Mitgliedern des GCSC-Teams möchte ich an dieser Stelle für ihr unaufhörliches Engagement innerhalb dieses Programms der Graduiertenförderung danken. Nicht nur institutionell, sondern insbesondere als eine menschliche Begegnungsplatt-

form ermöglichte das GCSC mir in den letzten Jahren durch Konferenzreisen sowie Tagungen und Workshops vor Ort in Gießen die Teilnahme am internationalen wissenschaftlichen Austausch und ließ darüber hinaus die persönlichen Kontakte wachsen, die eine Promotionsphase zugleich zu einer Lebensphase werden lassen. In diesem Kontext gilt mein besonderer Dank Frau Dr. Doris Bachmann-Medick, die mich nicht nur durch Ihren fachlichen Rat, sondern ebenso als Mentorin in Bezug auf die Vereinbarkeit von wissenschaftlichem Arbeiten und Elternschaft sehr unterstützt hat.

Dieses Buch ist außerdem im Austausch mit anderen DoktorandInnen und PostdoktorandInnen entstanden, die ich im Rahmen des Internationalen Promotionsprogramms (IPP) „Literatur- und Kulturwissenschaft“ sowie durch Tagungen und Konferenzen kennengelernt habe. In diesem Kontext danke ich besonders Dr. Christine Schwanecke, die als IPP-Koordinatorin nicht nur durch ihre organisatorischen Fähigkeiten, sondern auch durch ihre Freundlichkeit und Offenheit eine sehr produktive Arbeitsatmosphäre gestaltet hat. Für ihr konstruktives Feedback und ihre weiterführenden Anregungen danke ich außerdem Anna Beck, Daniel Holder, Christiane Struth, Robert Vogt und Maren Scheurer. Charlotte Böttcher und Katharina Schäfer sage ich an dieser Stelle ein herzliches Dankeschön für ihre Unterstützung bei der Korrektur des Manuskripts.

Mein herzlicher Dank gilt meinen Freunden Annemarie Schmidt-Colinet, Charlotte Böttcher sowie Simon und Katharina Schäfer, meinen Eltern, Erhard und Ulrike Rügemeier, und meinen Geschwistern, Stefan und Annette Rügemeier sowie Heike und Michael Heling, für das geteilte Leben und alle Begleitung und Unterstützung nicht nur während der letzten vier Jahre.

Mein größter Dank gilt schließlich meinem Mann Jan Rügemeier und unserem Sohn Amos, die mit mir die Hochs und Tiefs der letzten vier Jahre durchlebt und bewältigt haben und am meisten dazu beigetragen haben, dass diese zu den reichsten und schönsten meines bisherigen Lebens gehört haben. Zuletzt wandern meine Gedanken zu dem aufs Engste mit mir verbundenen und zugleich bereits sehr eigenständigen kleinen Menschen, der „mit großer Spannung und Vorfreude“ erwartet wird und mich ein weiteres Mal daran erinnert, dass Relationalität ein grundsätzliches Charakteristikum menschlichen Lebens darstellt.

Tübingen, im Mai 2014

Anne Rügemeier

INHALTSVERZEICHNIS

1. Einleitung	1
1.1 Problemstellung und Kontextualisierung: Relationale Autobiographien als Kritik an der Kategorie des autonomen Selbst	1
1.2 Zum Stand der Forschung	8
1.3 Ziele, Methode und Aufbau	14
2. Theorie und Poetik der relationalen Autobiographie	19
2.1 Positionierung der relationalen Autobiographie im Gattungssystem der Autobiographie	19
2.1.1 Die Autobiographie zwischen Fakt und Fiktion	21
2.1.2 Die Autobiographie und das Selbst	27
2.1.3 Die Autobiographie und das Formprinzip der Einheit	34
2.1.4 Die zeitgenössische Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Gattungskonvention und Gattungsinnovation	38
2.2 Was ist relationale Identität? Das relationale Selbst aus interdisziplinärer Sicht	41
2.3 Theorie und Definition der relationalen Autobiographie	54
3. Relationale Autobiographien aus narratologischer Perspektive: Methoden und Grundlagen der Textinterpretation	70
3.1 Intertextualität und Gattungsreferenz	71
3.2 Die relationale Unterminierung genretypischer Handlungsverläufe und Figurenkonstellationen	77
3.3 Die relationale Semantisierung von multiperspektivischen, kollektiven und dialogischen Verfahren der erzählerischen Vermittlung	87
3.4 Die relationale Instrumentalisierung von montage- und collagehaften Erzählstrukturen: Intermedialität, Multimodalität und Rahmungen	100
3.5 Die relationale Semantisierung der Raumdarstellung: Vernetzung, Palimpsestierung, Entgrenzung und Vektorisierung	108
3.6 Literatur- und kulturwissenschaftliche Funktionshypothesen: Zur Verhandlung und Kritik autobiographischer Gattungskonventionen und der kulturellen Präfiguration von autobiographischer Identität	115

4. Relationale Auto/biographien als dialogische Identitätskonstruktionen	121
4.1 Die Unterminierung von Autonomie und Autorschaft in Hanif Kureishis <i>My Ear at His Heart: Reading My Father</i>	124
4.1.1 Das Schreiben des Selbst im Lesen des Anderen	125
4.1.2 Autorschaft zwischen Originalität und „Einflussangst“	132
4.1.3 Intermedialität als Inszenierungsverfahren relationaler Identität	140
4.2 Relationalität als Mediationsakt zwischen Selbst und Anderem, Bild und Text, Körper und Medium in Alison Bechdels <i>Are You My Mother?</i>	146
4.2.1 Vom Subjekt zur Intersubjektivität: Relationalität als Erkundung des Übergangsbereichs zwischen interagierenden Subjekten	148
4.2.2 Die Besonderheiten der erzählerischen Vermittlung im Comic und ihr spezifisches Potential für die Inszenierung relationaler Identität	160
4.2.3 „I pose for all the characters in my book“: Bechdels relationale Produktionsästhetik	167
4.3 Dialogische Identitätskonstruktionen bei Mary Gordon, Julian Barnes, Barack Obama, Diana Abu Jaber und Joan Didion	176
5. Die relationale Autobiographie als Unterminierung des epistemologischen Individualismus und des autobiographischen Ideals vom autarken Wissenssubjekt	193
5.1 Nancy K. Millers <i>What They Saved</i> und die Unterminierung des autarken autobiographischen Wissenssubjekts	195
5.1.1 „How I found my Family in a Drawer“: Vom Entdecken und Erfinden der Familiengeschichte in relationalen Autobiographien	197
5.1.2 „Biography through Objects“: Erbstücke als Palimpseste der relationalen Bedeutungskonstitution	202
5.1.3 Auto/biographische Überschneidungstechniken von Raum und Zeit: „urban archeology“, Projektionen und Simultanität	212
5.2 <i>Me-moir as We-moir?</i> Rudy Wiebes <i>Of this Earth</i> zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis	219
5.2.1 Die Kindheitsautobiographie als Infragestellung der Kontinuität des Selbst	220
5.2.2 Die relationale Autobiographie im Spannungsfeld von kollektiver <i>master narrative</i> und individueller Lebensgeschichte	228

5.2.3	„Unearthing the story“: die Positionierung des Selbst im räumlichen und transhistorischen Palimpsest der Geschichte	237
5.3	Die Unterminierung des epistemologischen Individualismus bei Vikram Seth, Lisa Appignanesi, Modris Eksteins, May-lee & Winberg Chai und Arnold Zables	244
6.	Relationale Autobiographien als Gattungskritik: Aneignung und Neubestimmung einer kulturell wirksamen <i>master narrative</i>	259
6.1	Die Entgrenzung von Raum, Zeit, Selbst und Gattung in Pat Moras <i>House of Houses</i>	261
6.1.1	Moras <i>House</i> als „dritter Raum“: Die Inszenierung der kulturellen Überlagerungsstrukturen von Raum- und Zeitkonzepten	265
6.1.2	„The small ‚I‘ vs. the total self“: Das autobiographische Ich als sozialer und intergenerationaler Knotenpunkt	272
6.1.3	„Creating a space of one’s own“: <i>re-writing</i> und Aneignung der autobiographischen Gattungskonventionen in <i>House of Houses</i>	280
6.2	John M. Coetzees <i>Summertime</i> als Höhepunkt der provokativen Gattungsinnovation	287
6.2.1	<i>Summertime</i> – eine Autobiographie?	289
6.2.2	<i>Autrebiography</i> : Das Selbst als ein Anderer	294
6.2.3	„Autobiography of those who do not write“: Die Autobiographie als Gattung der Reziprozität	300
6.3	Die relationale Autobiographie als (postkoloniale) Gattungskritik und Gattungsinnovation bei Sally Morgan, Narendra Jadhav, Cherrie Moraga, Michael Ondaatje und Maxine Hong Kingston	309
7.	Zusammenfassung der Ergebnisse und Ausblick	322
8.	Bibliographie	333
8.1	Primärliteratur	333
8.2	Sekundärliteratur	336

I. EINLEITUNG

1.1 Problemstellung und Kontextualisierung: Relationale Autobiographien als Kritik am Mythos des autonomen Selbst

Writing this book I wonder what my self consists of. I feel inhabited by others, composed of them. Writers, parents, older men, friends, girlfriends speak inside of me. If I took them away, what would be left? (Kureishi 2004: 55)

Out of my reading and others' writing I have made a story of the past, imagining around their imaginations. (Kureishi 2004: 238)

Diese Zitate aus Hanif Kureishis 2004 veröffentlichter Autobiographie beschreiben das Selbst als ein Stimmengeflecht und die Autobiographie als eine imaginative Auseinandersetzung mit den Texten Anderer. Damit hinterfragt der Autor fundamental die konventionellen Gattungserwartungen und die autobiographische Gattungstheorie, welche besagt, die Autobiographie behandle ein „individuelles Leben“ (vgl. Lejeune 1994: 14), fuße auf der identitären Einheit von Autor, Erzähler und Protagonist (ebd.) und sei außerdem als „referentieller“ Text der Realität verpflichtet (ebd. 39).¹ Im Gegensatz dazu inszeniert² der britische Schriftsteller Kureishi in *My Ear at His Heart: Reading My Father* ein autobiographisches Ich, welches sich als ein Konglomerat von Stimmen oder auch als ein relationales Beziehungsgeflecht wahrnimmt, aus dem nicht eine, sondern viele Stimmen sprechen. Vor diesem Hintergrund verwandelt sich die Rolle des Autors vom Urheber des Werks in eine Schnittstelle von Diskursen, wie es auch bereits der Titel suggeriert, in dem das autobiographische Ich weniger als Sprecher denn vielmehr als Rezipierender, als Hörer und Leser in Erscheinung tritt. Der Autobiograph betrachtet seine Autobiographie nicht als eine Erzählung über das eigene Leben, sondern sieht seine eigene Geschichte als aus denen Anderer bestehend und hervorgehend. Was würde ohne diese Anderen und ohne die Geschichten der Anderen übrig bleiben?

My Ear at His Heart stellt in der zeitgenössischen englischsprachigen Autobiographik bei Weitem keinen Einzelfall dar. Neben sehr frühen Beispielen, wie Edmund Gosses *Father and Son* (1907), traten Autobiographien, die das Verhältnis zu Familienmitgliedern oder bestimmten Kollektiven, denen sie sich zugehörig fühlen, als zen-

¹ Vgl. Lejeune (1994: 39; H.i.O.): „Die Biographie und die Autobiographie sind, im Gegensatz zu allen Formen der Fiktion, *referentielle* Texte: sie erheben genauso wie der wissenschaftliche oder der historische Diskurs den Anspruch, eine Information über eine außerhalb des Textes liegende ‚Realität‘ zu bringen und sich somit der *Wahrheitsprobe* zu unterwerfen.“

² Der Begriff der Inszenierung bezieht sich in dieser Arbeit auf narrative Prozesse anhand derer „etwas entworfen und zur Erscheinung gebracht wird“ (vgl. Fischer-Lichte 2007a: 21). Im Zentrum steht dabei die Frage des Selbstentwurfs: „[A]utobiography, in narrative terms, stages the drama of creating the autobiographer's identity“ (Löschnigg 2010: 256).

tral für die eigene Selbstkonstitution herausstellten, bereits in den 1970er und 1980er Jahren vermehrt auf,³ um dann ab Ende der 1990er geradezu einen Boom zu erfahren.⁴ Diese Texte verhandeln ein Selbstkonzept, welches nicht einheitlich, sondern plural ist, und darin wird ein autobiographisches Ich inszeniert, welches nicht als autonom und isoliert in Erscheinung tritt, sondern als ein ständiger Verknüpfungsort zwischen Ich und Anderem. Damit generieren diese Texte Identitätsmodelle, die traditionelle Erwartungen an Autobiographien in Frage stellen.

Charakterisierten die klassischen Vertreter der Autobiographietheorie⁵ die Gattung als repräsentatives Genre des aufgeklärten westlichen Individuums, in dem selbstverantwortlich handelnde, bedeutende Menschen (meist Männer) ihre Lebensgeschichten niederschreiben, so verleiht die gegenwärtige autobiographische Praxis einer Selbstwahrnehmung Ausdruck, in der sich das autobiographische Ich in beachtlichem Maße in seiner Verwobenheit und Auseinandersetzung mit Anderen wahrnimmt und repräsentiert. Diese Autobiographien verweisen auf ein relationales Konzept von Identität, welches sich darin manifestiert, dass sich ein Großteil der niedergeschriebenen Lebensgeschichte weniger mit dem autobiographischen Ich, sondern vielmehr mit Familienmitgliedern oder anderweitig nahestehenden Einzelpersonen oder auch ganzen Personenverbänden, seien diese sozialer, nationaler, ethnischer oder religiöser Art, beschäftigen. Damit problematisieren diese Lebensgeschichten bisherige Genredefinitionen, welche die individuelle Lebensgeschichte und die Entwicklung einer autonomen und unabhängigen Persönlichkeit zu ihrem thematischen Fokus erhoben (vgl. auch Kap. 2.1).

In den autobiographischen Werken, die in dieser Arbeit einer detaillierten Analyse und Interpretation unterzogen werden, wird die Grenze zwischen dem autobiographi-

³ Vgl. etwa Kingstons *The Woman Warrior* (1973) und *China Men* (1980), Michael Ondaatjes *Running in the Family* (1982), Paul Austers *The Invention of Solitude* (1982), Kim Chernins *In My Mother's House* (1983), Art Spiegelmans *Maus: A Survivor's Tale* (1986 & 1991) und Sally Morgans *My Place* (1987).

⁴ Vgl. Eakin (1999: 69): „If we accept the weekly *New York Times Book Review* as a reliable indicator of trends in contemporary publishing, it is clear that relational lives present the most prominent form of life writing in the United States today.“ Für eine umfangreiche Übersicht über das anwachsende Korpus relationaler Autobiographien seit den 1990er vgl. das Verzeichnis der Primärliteratur.

⁵ Der Terminus „klassische Autobiographietheorie“ verweist gemeinhin auf die Theoretiker der 1950er bis 1970er Jahre (vgl. Gusdorf 1956, Shumaker 1954, Pascal 1959, Weintraub 1978), die die Autobiographie erstmals weniger als historische Quelle denn als literarisches Kunstwerk definierten. Diese Literaturwissenschaftler dienen in Publikationen, die ihren Schwerpunkt auf die Beschäftigung mit autobiographischen Gattungsmerkmalen legen, immer wieder als Schablone, anhand derer neuere Beobachtungen kontrastiv aufgezeigt werden können. Damit geht freilich die Gefahr einer konstruierten Kontrastbeziehung einher, die der bereits sehr früh erfolgten Problematisierung autobiographischer Gattungsmerkmale, wie etwa dem des Wahrheitsanspruchs, nicht immer gerecht wird (vgl. Kap. 2).

schen Ich und seinen relationalen Anderen sowie zwischen dem Ich und seinen Kontexten immer wieder überschritten. Die ausgewählten Texte fokussieren einen intersubjektiven Zwischenraum, in dem die Grenzen zwischen Ich und Nicht-Ich durch ein Denken in Übergängen ersetzt werden, welches die autobiographische Identität als Querungsraum sowie als Kontakt- und Verhandlungszone darstellt. Indem diese Autobiographien die eigene Geschichte in enger Verwobenheit mit den Geschichten der Anderen präsentieren, hinterfragen sie die kulturell wirksamen Mechanismen der autointer-subjektiven Einheit und Autonomie basierenden Selbsterzählung kritisch und zeigen alternative Selbstkonzepte auf, die die dialogische Konstituiertheit des autobiographischen Ichs in den Vordergrund stellen. Weiterhin sind diese Texte nicht selten kollaborativer Natur. Die Autorinnen und Autoren dieser innovativen Autobiographien schreiben nicht nur mehr über Andere als über sich selbst, sondern nicht selten kommen die Anderen auch als Erzähler mehr darin zu Wort als der Autobiograph selbst. Die autodiegetische Ich-Erzählung bildet oft nur den Rahmen einer oder mehrerer integrierter Autobiographien von Familienmitgliedern. Als hybride Formen, die Autobiographie und Biographie miteinander verknüpfen, stellen diese Werke das Desiderat einer Gattungstheorie vor Augen, die diese Schreibweisen erfasst und systematisch beschreibbar macht.

Eakin sieht den Grund für die mangelnde und nur sehr zögerliche Auseinandersetzung mit den kollektiven, dialogischen und relationalen Selbstkonzepten, die diesen Autobiographien zugrunde liegen, in der „myth of autonomy“ (1999: 43) begründet, die die autobiographische Gattungstheorie zutiefst in sich aufgesogen habe: „[T]he conceptual legacy of a culture of individualism [...] has blinded us to the relational dimension of identity formation“ (ebd. 64). Bereits vor der Aufklärung, die das Ideal vom selbstverantwortlich handelnden und selbstbestimmten Individuum am nachhaltigsten prägte, fanden sich in der europäischen Geistesgeschichte verschiedene Strömungen, die das Konzept vom autonomen Individuum nachhaltig beeinflussten. Dabei sind klassischerweise der Renaissance-Humanismus mit seinem gesteigerten Gefühl des Ich-Bewusstseins (vgl. Burckhardt 1860) und die Reformation zu nennen, die „zum ersten Mal die Einheit und relative Uniformität mittelalterlichen Denkens und Glaubens“ (Kley 2001: 14) durchbrach und stattdessen die individuelle Gottesbeziehung ins Zentrum stellte. Aus der Betonung der unmittelbaren Beziehung des Einzelnen zu Gott erwuchs eine im Alltag verhaftete Praxis der Selbstthematizierung und der Reflektion des eigenen Handelns, wie sie nicht zuletzt in den Selbstzeugnissen des Pietismus belegt sind (vgl. Greyerz 2007: 4ff.). Abgesehen von religiösen Erneuerungsbewegungen forcierte ebenso die Philosophie des 17. Jahrhunderts die Vorstellung vom epistemologischen Primat des vernunftbegabten Individuums (vgl. Scholz 2001). Weiterhin lag der Philosophie des 17. Jahrhunderts das Konzept vom Besitzindividualismus zugrunde, welches nicht nur in ökonomischer Hinsicht seine Wirksamkeit entfaltete. Die Beziehung zum Besitz, welche dem einzelnen Freiheit und die Entfaltung seiner Möglichkeiten versprach, wurde laut Macpherson „in die Natur des Individuums zurück interpretiert“ (1967: 15): „Das Individuum ist, so meinte man, insoweit frei, als es Ei-

gentümer seiner Person und seiner Fähigkeiten ist. Das menschliche Wesen ist Freiheit von der Abhängigkeit vom Willen anderer, und Freiheit ist Funktion des Eigentums.“ Die Vorstellung von der Selbstgenügsamkeit und Unabhängigkeit des Selbst als Eigentümer seiner Person und seiner Fähigkeiten fand schließlich auch in den Verinnerlichungstendenzen der Romantik seinen Niederschlag.⁶

Charles Taylor konstatiert in *Sources of the Self*, dass diese auf Autonomie und Selbstgenügsamkeit abzielenden Konfigurationen des Selbst, wie sie der Aufklärung und der Romantik zugrunde liegen, das Denken der Gegenwart nach wie vor nachhaltig beeinflussen: „[T]he Enlightenment and Romanticism [...] have made us what we are. [...] We still instinctively reach for the old vocabularies, the ones we owe to Enlightenment and Romanticism“ (1992: 393). Die westliche Tradition des Individualismus habe die Wahrnehmung und die Erkenntnis, dass sich das Selbst grundsätzlich in Bezug zu Anderen konstituiert, behindert und erschwert.⁷ Auch seitens der Autobiographietheorie, die ebenfalls dem „ideal of detachment“ (ebd. 37), wie es in der europäischen Aufklärung, der Romantik und auch im amerikanischen Transzendentalismus verankert ist, Vorschub leistete, ist die grundsätzliche Beziehungshaftigkeit des Selbst deshalb lange Zeit nicht erkannt worden. Autobiographische Texte wie die oben beschriebenen wurden schlichtweg als nicht gattungskonform betrachtet und aus dem Gattungskorpus der Autobiographie ausgeschlossen.

Erst Ende der 1990er Jahre begann v.a. die nordamerikanische Autobiographieforschung (vgl. Eakin 1999, Egan 1999) die Thesen des Philosophen Charles Taylor zur Relationalität des Selbst („[O]ne cannot be a self on one’s own. I am a self only in relation [...]“; Taylor 1992: 36) und die soziologischen und sozialpsychologischen Erkenntnisse zur sozialen Formierung des menschlichen Selbstbewusstseins, wie sie von Ian Burkitt in *Social Selves: Theories of the Social Formation of Personality* (1991) zusammengefasst wurden, in die autobiographische Gattungskritik einzubeziehen und eine gattungstheoretische Aufarbeitung der relationalen autobiographischen Praxis einzufordern: „[T]he definition of autobiography, and its history as well, must be stretched to reflect the kinds of self-writing in which relational identity is characteristically displayed“ (Eakin 1999: 43f.). Eakin setzt die herausfordernde narrative Struktur relationaler Autobiographien, welche nicht selten viele Erzählerstimmen, Erzählperspektiven und Lebensgeschichten miteinander überlagern, in direkten Zusammenhang mit dem relationalen Identitätsentwurf, der in diesen Selbstzeugnissen inszeniert wird:

⁶ Vgl. Taylor (1992: 39): „Indeed, we can go even further and define ourselves explicitly to no web at all. Certain Romantic views on the self, drawing its sustenance from nature within and the great world of nature without, tend in this direction [...].“

⁷ Vgl. auch Parker (2004: 142): „In western society the interlocutive self will learn among others a Romantic language of autonomy [...]. Autonomy makes sense not as a state of being but as a moral ideal or good. It is the good of thinking, speaking, and deciding for myself, discovering and saying those distinctive things that I have to say, finding my distinctive talent or voice.“

Narrative structure in these cases is thus telling us something fundamental about the relational structure of the autobiographer's identity, about its roots and involvement in another's life and story. Thus, the focus of the autobiography is on someone else's story, and the primary activity of the autobiographer is the telling of this story. [...] The implicit determinism of this view of relational identity is inescapable, and it informs the act of self-representation accordingly: the space of autobiography, the space of self, is literally occupied by the autobiography and self of the other. (Eakin 1999: 60f.)

Eakin beschreibt hier die Art und Weise, in der die Geschichten der Anderen nicht nur inhaltlich, sondern auch formal zu einem konstituierenden Teil der Lebensgeschichte des autobiographischen Ichs werden.

Die thematische Akzentuierung der Biographie eines Anderen – so mag argumentiert werden – stellt innerhalb der Praxis lebensgeschichtlichen Schreibens an sich noch keine Neuerung dar, sondern wurde bisher mit dem Gattungsbegriff der „Memoir“ definiert: „[T]he memoir directs attention more towards the life and actions of others than to the narrator“ (Smith/Watson 2010: 274). Tatsächlich findet sich die Kategorisierung als *memoir* auch auf vielen Klappentexten der in dieser Studie analysierten Bücher wieder. Diese Kategorisierung geht v.a. auf Philippe Lejeunes Abgrenzungsversuche zwischen der Autobiographie und ihren Nachbargattungen zurück, wie er sie 1973 im *pacte autobiographique* entwickelt hat. Lejeune stellte fest, dass die Memoiren im Gegensatz zur Autobiographie ihren Schwerpunkt nicht auf die Schilderung der Geschichte der eigenen Persönlichkeit, sondern auf die soziale Rolle eines Individuums legen. Die eigene Geschichte würde also in Memoiren den Geschichten anderer wichtiger Persönlichkeiten, mit denen man in Beziehung stand, und damit auch den jeweiligen Zeitumständen, untergeordnet, die somit zum eigentlichen Thema avancierten. Angesichts dieser Definition ist es nicht verwunderlich, dass autobiographische Texte, die in dieser Arbeit als relationale Autobiographien vorgestellt werden sollen, immer wieder den Memoiren zugerechnet wurden, stellen sie doch zu einem Großteil eben nicht das Leben des Autors, sondern das von anderen Menschen dar.

Und doch besteht ein entscheidender Unterschied zwischen Memoiren und relationalen Autobiographien. Obgleich die Geschichten der Anderen in relationalen Autobiographien oft mehr Raum einnehmen mögen als die des autobiographischen Ichs, ist doch weder die Geschichte des Autors noch die seiner Persönlichkeit denen der Anderen nur beigeordnet oder gar untergeordnet: „[T]he story of the self is not ancillary to the story of the other, although its primacy may be partly concealed by the fact that it is constructed through the story told *of* and *by* someone else“ (Eakin 1999: 58). Im Mittelpunkt dieser Texte steht also die Geschichte des Selbst, auch wenn die Vorrangigkeit der eigenen Geschichte immer wieder dadurch verdeckt wird, dass sie mithilfe der Geschichten, die über Andere und von Anderen erzählt werden, konstruiert wird. Bei der Schilderung eines *social self* in relationalen Autobiographien geht es also nicht darum, das autobiographische Ich sozial zu verorten, um so eine bessere Beschreibung seiner Rolle im öffentlichen Leben zu erzielen, sondern vielmehr darum, die sozialen Beziehungen, in denen das Selbst positioniert ist, als konstitutives Element des eigenen Selbstverständnisses herauszustellen.

Letztlich beinhaltet die Einbeziehung der Lebensgeschichten Anderer keine Verminderung der Auseinandersetzung mit sich selbst und der eigenen Identität, sondern ist vielmehr Ausdruck einer relationalen Selbstwahrnehmung, der es nicht gelingt, das eigene Leben zu durchdringen, ohne das der Anderen miteinzubeziehen. Indem sie widersprüchliche, auf einander verweisende und in sich unvollständige Biographien und Autobiographien miteinander in Beziehung setzen, geht es in relationalen Autobiographien nicht etwa wie im Fall der Memoiren darum, die Grenzen zwischen dem privaten und dem öffentlichen Leben einzuebnen, sondern vielmehr um eine grundsätzliche Kritik an der Vorstellung vom autonomen Individuum, auf dem bisherige Autobiographiedefinitionen beruhen.

Als historisch und geographisch variable Konstrukte oder Ordnungskategorien unterliegen Gattungsdefinitionen Veränderungen. Damit verbunden sind v.a. auch die ideologischen Inhalte, als deren Medium eine Gattung fungieren kann, wie etwa die westlich aufgeklärte Weltsicht, als deren Träger das traditionelle Autobiographiemodell galt. Rufen kulturelle und historische Entwicklungen allerdings neue interpretatorische Bedürfnisse hervor, so hat dies Auswirkungen auf die jeweiligen Erzählkonventionen. Gattungsmuster, Leseerwartungen und generische Innovationen unterliegen dementsprechend dynamischen Wechselwirkungen:

Einerseits erfüllen Gattungsmuster die Kontinuitätserwartungen der Leserschaft und reagieren mit literarischen Mitteln auf kulturgeschichtliche Herausforderungen, andererseits kann gerade der kreative Umgang mit Gattungskonventionen alternative oder marginalisierte Wirklichkeiten explorieren und rezipientenseitig neue Bedürfnisse freisetzen. (Neumann/Nünning 2007: 3)

Innovative Gattungspraktiken weisen Leserinnen und Leser auf Aspekte der Wirklichkeit oder – besonders im Fall der Autobiographie – auf Kategorien lebensgeschichtlicher Bedeutungskonstitution hin, die bis dahin unbeachtet geblieben sind oder nebensächlich erschienen. Damit eröffnen sie alternative Muster der Selbstwahrnehmung und veranschaulichen das Desiderat einer Gattungstheorie, der es gelingt, diese Neuerungen systematisch zu erfassen und in sozio-kulturelle und historische Sinnzusammenhänge einzuordnen.

Das Bedürfnis, die innovativen Entwicklungstendenzen der gegenwärtigen autobiographischen Praxis zu benennen, wird auch im Appendix von Smith und Watsons Autobiographie-Handbuch *Reading Autobiography – A Guide for Interpreting Life Narratives* (2010) deutlich, welches sechzig neue Gattungsnamen für autobiographische Varianten vorstellt und somit nicht nur ein Zeugnis für das Innovationspotential der Gattung, sondern ebenso für die aktuellen Herausforderungslagen der Gattungstheorie ablegt. In Anbetracht der zumeist auf rein inhaltlichen Kriterien beruhenden und zudem äußerst beliebig wirkenden Begrifflichkeiten, die von *Academic Life Writing*, *Adoption Narrative* und *Adoption Life Stories* bis hin zu *War Memoirs* und *Witnessing* reichen (2010: 253ff.), wirkt Fowlers Vorwurf, dass es sich bei vielen der in der literaturwissenschaftlichen Praxis verwendeten Genrebezeichnungen um *ad-hoc* Begriffs-